

Aus:

MICHAEL BEETZ

Gesellschaftstheorie zwischen Autologie und Ontologie
Reflexionen über Ort und Gegenstand der Soziologie

März 2010, 260 Seiten, kart., 29,80 €, ISBN 978-3-8376-1446-6

Anhand des spannungsreichen Wechselspiels von »Autologie« und »Ontologie« arbeitet dieses Buch Konvergenzen und Konfliktlinien des gesellschaftstheoretischen Diskurses heraus. Ausgehend vom ersten expliziten Begründungsversuch der Soziologie durch Auguste Comte problematisiert Michael Beetz die zwischen Sozialtechnologie und soziologischer Aufklärung changierende Selbstverortung des Fachs sowie das Verhältnis von ideellen und materiellen Gegenstandsaspekten. Hieraus wird schließlich die gesellschaftstheoretische Konsequenz abgeleitet, »Organisation« und »Öffentlichkeit« als zentrale Mechanismen gesellschaftlicher Koordination aufzufassen.

Michael Beetz (Dr. phil.) ist als Soziologe an der Universität Jena tätig.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

www.transcript-verlag.de/ts1446/ts1446.php

INHALT

Vorwort	7
I Einleitung:	
Gibt es ein gesellschaftstheoretisches Programm?	9
Das Bild der Soziologie in der Soziologie	9
Die Frage nach der Einheit des Fachs	13
Autologie und Ontologie als Grundlinien einer gesellschaftstheoretischen Programmatik	18
II Rückblende:	
Comtes konstitutives Programm der Soziologie	25
Autologie und Ontologie der Gesellschaftswissenschaft bei Comte	25
Positivismus als Methode	33
Statik und Dynamik der Gesellschaft	46
Comtes positivistische Soziologie: Gescheitertes Begründungsprogramm oder Formierung eines konstitutiven Bezugsproblems?	57
III Zwischen soziologischer Aufklärung und Sozialtechnologie:	
Das autologische Moment der Gesellschaftstheorie	63
Soziologie und wissenschaftliches Selbstverständnis	63
Fortschrittsoptimismus und Gestaltungsanspruch in der vorakademischen Soziologie	69
Neutralitätsformeln und Praxisintentionen in der bürgerlichen Sozialwissenschaft	83
IV Zwischen Geist und Materie:	
Das ontologische Moment der Gesellschaftstheorie	101
Die Objektivität der Gesellschaft im Spiegel der Soziologie	101
Gesellschaftliche Totalität und ihre Elemente	110
Organismus und Mechanismus als komplementäre Paradigmen	125

V Exkurs:	
Über den funktionalen Zusammenhang von Religion und Moral	139
Elementare Bestimmungen der Religion und ihre gesellschaftliche Wirkungskraft	141
Die Funktion der Religion	151
Die moralische Differenz von Individuum und Gesellschaft	166
Moral als religionsspezifische Form der strukturellen Kopplung	180
VI Gesellschaftliche Mechanismen:	
Organisation und Öffentlichkeit	191
Organisation und Öffentlichkeit als Charakteristika der modernen Gesellschaft	195
Kulturelle und institutionelle Mechanismen	202
Begriffliche Präzisierungen	212
VII Zur gesellschaftlichen Verbindlichkeit der Soziologie	229
Literatur	241

VORWORT

Ein abstrakter Text zur Gesellschaftstheorie mag bei der gegenwärtigen Lage der Soziologie als schnödes Ornament betrachtet werden. Um eines besseren Verständnisses willen seien daher einige Bemerkungen zu den persönlichen Beweggründen und zur Vorgeschichte dieses Buches vorausgeschickt.

Das Interesse an einer gezielten Betrachtung des gesellschaftstheoretischen Diskurses im Hinblick auf Gegenstandsauffassung und gesellschaftliche Selbstverortung erwuchs aus einem Bedürfnis der ideengeschichtlichen Rückversicherung. Nachdem ich bereits in früheren Arbeiten sowohl von „Organisation“ als auch von „Öffentlichkeit“ als „gesellschaftlichen Koordinationsmechanismen“ gesprochen hatte, scheiterte eine weitergehende theoretische Begründung zunächst an der geradezu babylonischen Sprachverwirrung innerhalb der Gesellschaftstheorie. Die systematische Gegenüberstellung von Organisation und Öffentlichkeit schien auf die grundlegendere Unterscheidung von Institutionen und Kultur (und diese letztlich auf die Unterscheidung von Materie und Geist) zu verweisen. Aufgrund der uneinheitlichen Terminologie, einer Vernachlässigung der Begriffsgeschichte und nicht zuletzt logischer Inkonsistenzen innerhalb der einzelnen soziologischen Theorien selbst blieben mir die innerhalb der Gesellschaftstheorie bestehenden Familienähnlichkeiten jedoch zu unbestimmt und von vermeintlichen Gegensätzen überlagert. Dies hatte mich vor einigen Jahren dazu bewogen, die gesellschaftstheoretischen Problemstellungen der soziologischen Klassiker gezielt unter die Lupe zu nehmen. Vor allem die Auseinandersetzung mit den aus dem kollektiven Gedenken weitestgehend ausgeschlossenen Ahnen des Faches – Auguste Comte und Herbert Spencer – erwies sich hierbei als aufschlussreich. Paradigmatische Gegensätze konnten –

im Kopf des Autors – anhand ihrer ideengeschichtlichen Rekonstruktion in Unterscheidungen übersetzt werden. So ließ sich der besagte Begriff des „Mechanismus“ als Gegenstück von „Organismus“ nun nicht nur auf den Gegensatz von Reduktionismus (bzw. methodologischem Individualismus) und Holismus beziehen, sondern zugleich auch als komplementäres Konzept zu dem der „funktionalen Differenzierung“ begreifen.

Ohne mit den herausgearbeiteten Linien den Anspruch zu verbinden, ein für allemal die Probleme im Wesentlichen gelöst zu haben, entstanden im Zuge der betriebenen Studien eine Reihe von Aufsätzen und Fragmenten, deren geistiges Zentrum das zwischen Autologie und Ontologie bestehende Spannungsverhältnis bildet. Einzelne Themen ließen sich aus dem Gesamtzusammenhang auskoppeln und für sich präsentieren. Allerdings konnte so bspw. der *Zusammenhang* von Moral und Religion nie thematisiert werden, da im Kontext der Moralforschung nur über Moral, im Kontext der Religionssoziologie über Religion zu sprechen war, zumal selbst solche Teilthemen der Gesellschaftstheorie für den Kontext von Tagungen und Aufsätzen beinahe zu komplex sind.

Gleichwohl bot nicht zuletzt das in Jena etablierte, exzellente Expertennetz ein vorzügliches Umfeld für die systematische Bündelung der Studien im Rahmen eines übergreifenden Projekts, dessen Finanzierung glücklicherweise von der Deutschen Forschungsgemeinschaft übernommen wurde, der ich hiermit meinen ergebensten Dank ausspreche. Der Text selbst protokolliert letztlich nur Eckpunkte eines Denkprozesses, dessen Urheberchaft nicht allein in der Person des Autors liegen kann. Allen, die sich im Geiste wie im Gespräch offen für die gesellschaftstheoretische Frage gezeigt haben, bin ich zutiefst verbunden. Besonderer Dank gilt jenen Freunden und Kollegen, die seit 2003 verschiedene Fassungen oder Auszüge des Manuskriptes gelesen haben, namentlich Michael Kauppert, Ralph Schrader, Jörg Oberthür, Sabine Ernst, Tobias Kosellek, Michael Corsten, Hartmut Rosa und Martina Philippi. Ohne ihre Anregungen und Korrekturen wäre dieses Buch bei weitem unvollkommener geblieben.

Einer individuellen Lektüre sollte damit hoffentlich nichts mehr im Wege stehen. Hierzu noch eine Anmerkung: Der dominante Gestus des Poststrukturalismus, dem der Autor skeptisch gegenübersteht, soll durch den Text eher unterlaufen als überboten werden. Daher bleiben dem Leser verschiedene Lesarten: Dem theoriekritischen Leser wird im Sinne eines indirekten Beweises vorgeführt, wie das Programm einer „starken“ Gesellschaftstheorie systematisch scheitert. Der konstruktive Rezipient bekommt dagegen Möglichkeiten zur „Rettung“ der Soziologie an die Hand. – Möge dieser Deutungsspielraum Anlass für konstruktive Diskussionen geben.

I EINLEITUNG: GIBT ES EIN GESELLSCHAFTSTHEORETISCHES PROGRAMM?

Das Bild der Soziologie in der Soziologie

Die unter dem etwas kryptisch anmutenden Titel „Gesellschaftstheorie zwischen Autologie und Ontologie“ versammelten Studien dieses Buches widmen sich dem Gegenstandsverständnis und der gesellschaftlichen Selbstverortung der Soziologie und ihrer Gesellschaftstheorie. Sie thematisieren sowohl theoriegeschichtliche Aspekte der Begründung des Fachs wie die Frage nach seiner aktuellen Bedeutung, unternehmen den Versuch einer Systematisierung der konkurrierenden Paradigmen und befassen sich mit der gesellschaftlichen Bedeutung von Religion und Moral, um vor dem damit (re-)konstruierten Hintergrund einen Vorschlag zur theoretisch adäquaten Beschreibung der modernen Gesellschaft und ihrer charakteristischen Mechanismen zu unterbreiten. Die damit in Angriff genommene Aufgabe, eine Vielzahl zwar nicht separater, jedoch je für sich bereits äußerst komplexer Grundsatzfragen der Soziologie in ihrem übergreifenden Zusammenhang zu bearbeiten, stellt zugegebenermaßen ein äußerst gewagtes Unterfangen dar und bedarf daher in jedem Falle einiger vorbereitender Erläuterungen.

Die Frage, was die Soziologie untersucht und wozu ihre Untersuchungen dienlich sein mögen, beschäftigt den Soziologen im Allgemeinen kaum und spielt thematisch allenfalls in Einführungsveranstaltungen für Erstsemester eine Rolle. Wenngleich wissenschaftliche Disziplinen der Öffentlichkeit diesbezüglich per se eine kurze Antwort schulden, so können sie es sich doch keinesfalls leisten, sich durch derartige philoso-

phische Grundsatzfragen dauerhaft von ihrer Arbeit abhalten zu lassen.¹ Als Teilaspekt einer Soziologie der Soziologie gehört das Problem gewiss zu den Inhalten des Fachs, da die Soziologie formal als Teil ihres eigenen Gegenstandes betrachtet werden kann. Aber wie wichtig ist dieser Teil? Die Soziologen unterstellen sich in der Regel ja wechselseitig, zu wissen was Soziologie ist. Eine explizite Thematisierung muss da beinahe schon als Nestbeschmutzung erscheinen.

Hin und wieder gibt es natürlich Reflexionen über die Identität der Disziplin und Versuche einer aktuellen Standortbestimmung.² Es ist dann die Rede von den Berufsaussichten, den Drittmittelquoten und geeigneten Strategien zur Verbesserung der öffentlichen Wahrnehmung des Fachs. Vorstöße, die Identität der Soziologie über den beschränkten Horizont eines Feuilletonartikels³ hinaus auch mit den *theoretischen* Mitteln der Soziologie zu erfassen, entstammen fast ausschließlich dem Umfeld der Systemtheorie, wo man permanent um eine Demonstration der universellen Anwendbarkeit und höheren Reflexivität des hauseigenen Begriffsinstrumentariums bemüht ist.⁴ Da es ab und an und vermehrt in jüngster Zeit zu (politischen) Reformen im Universitätsbereich kommt und sich im Wissenschaftsbereich immer auch wissenschaftsintern induzierte Bewegungen vollziehen, wird der Anschein eines übergreifenden Zusammenhangs der soziologischen Vielfalt in Forschung und Lehre zumindest noch nach außen hin suggeriert. Demnach gäbe es angeblich ein genuin soziologisches Wissen und eine professionelle Zuständigkeit des Soziologen für diese oder jene drängende Frage der Zeit. Wo derartiges unterstellt wird, sind Nachfragen jedoch in der Regel nicht zugelassen.

Zum wissenschaftlichen Habitus scheint es von jeher zu gehören, dass bestimmte Annahmen implizit bleiben. Der Mythos des Logos ist der heilige Gral des wissenschaftlichen Experten. In jede Mathematik-

1 In einem einschlägigen Einführungsbuch heißt es in diesem Sinne gleich zu Beginn: „Die beständige Reflexion der Grundlagen der Soziologie hält vermutlich eher von den eigentlichen Aufgaben ab“. Hartmut Esser: Soziologie. Allgemeine Grundlagen, Frankfurt a.M. 1993, S. 18.

2 Vgl. Bettina Franke/Kurt Hammerich (Hg.): Soziologie in deutschen Universitäten: Gestern – heute – morgen, Wiesbaden 2006; Barbara Orth (Hg.): Soziologische Forschung. Stand und Perspektiven, Opladen 2003; Jürgen Friedrichs/Rainer Lepsius/Karl Ulrich Mayer (Hg.): Die Diagnosefähigkeit der Soziologie. KZSS, Sonderheft 38, Opladen 1998; Helmut Schelsky: Ortsbestimmung der deutschen Soziologie, Düsseldorf 1959.

3 Vgl. Joachim-Fritz Vannahme (Hg.): Wozu heute noch Soziologie? Ein Streit aus der „Zeit“, Opladen 1996.

4 Vgl. Dirk Baecker: Wozu Soziologie?, Berlin 2004; André Kieserling: Selbstbeschreibung und Fremdbeschreibung, Frankfurt a.M. 2003; Armin Nassehi: Der soziologische Diskurs der Moderne, Frankfurt a.M. 2006.

vorlesung gehören bspw. einige Nebenbemerkungen zum wissenschaftlichen oder sogar gesellschaftlichen Kontext der jeweiligen mathematischen Theorien, ohne dass diese Aspekte als fremdreferenzieller Bestandteil mathematischer Kommunikation erkannt und erklärt werden. Die Forschung geht zügig darüber hinweg und widmet sich – sich selbst. Dahinter verbirgt sich nicht allein Bescheidenheit. Wissenschaft ist als soziale Institution auf gesellschaftliche Zuschreibungen angewiesen, die nicht ihrerseits wissenschaftlich gedeckt sind. Wissenschaftliche Programme haben infolgedessen nur in Grenzfällen den manifesten Charakter eines expliziten Projekts. Sie formieren sich negativ im Zuge einer latenten Logik der Bewährung heimlicher Selektionen. Dieser Befund gilt nicht zuletzt auch für die Soziologie und die historische Genese ihres gesellschaftstheoretischen Programms.

Die „Programme“ gesellschaftlicher Funktionssysteme, so lehren uns die Beobachtungen der Systemtheorie, sind nicht auf Zielerreichung ausgerichtet und werden auch nicht eingelöst.⁵ Vielmehr kondensieren sie im Falle der Wissenschaft anhand von *konstitutiven Bezugsproblemen*, indem es in einem dynamischen Prozess wissenschaftlicher Kontroversen zur systematischen Reproduktion impliziter Hintergrundannahmen kommt. Diese nehmen für die Beteiligten eher die Form eines Dissenses als die eines Konsenses an, denn das kommunikative Geschehen kommt niemals zum Stillstand und erreicht daher allenfalls temporär einen stabilen Zwischenzustand allgemein anerkannter Prämissen. Ein wissenschaftlicher Disput ist aber immer noch ein Disput über *dasselbe Thema*. Dieses muss als ein objektiv gegebener wissenschaftlicher *Gegenstand* konstruiert werden, dessen Definition dann nicht seinerseits permanent hinterfragt werden darf. Erst durch die partielle Selbstentbindung – fast könnte man sagen: die Tabuisierung – von sachlichen Begründungsverpflichtungen ist es daher möglich, sich als Disziplin gesellschaftlich zu etablieren.

Die Nicht-Identität der Soziologie wird damit zur Bedingung ihrer Möglichkeit. Wie ein Ameisenlöwe vergräbt sie sich in einem intellektuellen Trichter und verleugnet alle ausdrücklich vorgetragenen Ansprüche. Wenn aber wer ahnungslos daherkommt und auf dem gesellschaftlichen Informationsmarkt Steuerungswissen feilbietet oder geistige Aufklärung verspricht, zerrt sie das Opfer in ihre Falle und nährt sich von ihm, denn nun kann die eigene Relevanz reklamiert werden. Die akademischen Sozialwissenschaften brauchen sich dann bloß noch für externe Zuschreibungen bereitzuhalten, und schon sind sie allorts präsent. Die-

5 Vgl. Niklas Luhmann: Die Wissenschaft der Gesellschaft, Frankfurt a.M. 1990, S. 419-427, 446-463.

se evolutionär entwickelte Strategie bringt es mit sich, dass der Sozialwissenschaftler gehalten ist, im Hinblick auf Gegenstand und Wirkung der Sozialforschung über weite Strecken auf krude Alltagsevidenzen zu setzen. Hierdurch gerät man allerdings mit den kühnen Ansprüchen und großtheoretischen Prämissen der ambitioniertesten Vertreter des Fachs in Konflikt, welche gleichzeitig als in Stein gebannte Säulenheilige und provisorische Leuchttürme der Gesellschaftswissenschaft fungieren. Denn Konzepte wie „funktionale Differenzierung“, „kommunikative Rationalität“ oder „sozialer Sinn“ versperren sich den Intuitionen lebensweltlicher Erfahrungshorizonte in hartnäckiger und zum Teil sogar intendierter Weise. In ihrem totalisierenden Allerklärungsanspruch neigen jene Supertheorien dazu, auch die Wissenschaften, die Weltbilder und zuletzt sich selbst erklären zu wollen.

Soziologische Theorien dieser Größenordnung werden durch den allgegenwärtigen Ideologieverdacht⁶ in besonderem Maße dafür sensibilisiert, sich als Teil ihres eigenen Gegenstands auszuweisen. Die Analyse der Theorie als Teil einer Analyse der Gesellschaft beschränkt sich dabei gerade nicht auf die Berechnung von spezifischen Arbeitsmarktchancen und Berufsbildern des Fachs, sondern betrifft vor allem die Erkundung der Wirksamkeit von soziologischen Ideen und des gesellschaftlichen Status von Selbstbeschreibungen im Allgemeinen. Obgleich die außeralltägliche Sonderfrage nach Aufgabe und Sinn einer Disziplin zwar auch hier nicht zum Tagesgeschäft gehört, liegt sie zumindest nicht ganz außerhalb des Blickfeldes. Und so wie Metamathematik selbst Mathematik bleibt, lässt sich auch eine Metasozilogie als Soziologie betreiben und in die logische Form einer soziologischen Theorie bringen. Die hier präsentierten Überlegungen sollen dazu einen Beitrag liefern, indem sie eine neuerliche Auseinandersetzung mit der Geschichte des Fachs wie mit den jüngeren, noch nicht in allen Konsequenzen erprobten Theoriekonzepten anregen und den systematischen Vergleich der soziologischen Paradigmen weiter vorantreiben.

Die vorliegende Arbeit stellt es sich somit zur Aufgabe, die Frage nach dem Programm der Gesellschaftstheorie neu zu beleben und damit dem gängigen, ambitionslosen Pluralismus des Faches gehörig zu widerstreiten. Innerhalb wie außerhalb des Fachs wird heute allerdings kaum jemand ohne weiteres von der Fruchtbarkeit eines Unternehmens zu überzeugen sein, das auf die theoretische Beschäftigung der Soziologie mit sich selbst setzt, anstatt sich auf empirische Weise den praktischen Kernproblemen der Gegenwartsgesellschaft zuzuwenden. Ein solches Unterfangen hält sich daher gut daran, von Anfang an den Verdacht der

6 Vgl. Terry Eagleton: *Ideologie. Eine Einführung*, Stuttgart 2000.

steril selbstbezüglichen Hyperreflexion auszuräumen. Wohlan. Das Selbstverständnis eines Fachs ist konstitutiver Bestandteil seiner Forschungskultur. Diese *erfordert* geradezu eine Rückbesinnung auf die eigenen Wirkungspotentiale und Möglichkeiten einer methodologischen Gegenstandsbegründung. Von einer Analyse der gesellschaftlichen Selbstverortung und des Gegenstandsbezugs der allgemeinen Soziologie sind daher generelle Impulse für Theorie und Empirie zu erhoffen, wenn es in groben Zügen gelingt, die impliziten Programme und Denkvoraussetzungen der einzelnen Theorieansätze und konkurrierenden Forschungsschulen systematisch freizulegen. Darüber hinaus geht es nicht zuletzt auch um die Offenlegung von Rissen im soziologischen Gebälk, die allein schon durch das beharrliche Aufwerfen naiver Rückfragen zum Vorschein kommen.

Die geforderten Reflexionsbemühungen sind also keineswegs als destruktive Schikane zu verstehen. Sie können stattdessen sogar als wirksame Werbemaßnahme gelten, denn Soziologie wird schließlich erst dort interessant, wo es ihr gelingt, den Nimbus des kryptischen Expertenwissens abzustreifen und durch ein wenig mehr Transparenz öffentliche Aufmerksamkeit zu binden. Dies lässt sich bereits an der zunächst etwas sophistisch anmutenden Frage nach der Einheit des Faches verdeutlichen, welche einer ersten Annäherung an den Verflechtungszusammenhang der behandelten Themenkomplexe dienen soll, um anschließend einen Ausblick auf jenes argumentative Gesamtgefüge zu gewähren, in dessen Zentrum die hier vertretene Kernthese von der programmatischen Bedeutung der heimlichen Leitgesichtspunkte „Autologie“ und „Ontologie“ zu entwickeln sein wird.

Die Frage nach der Einheit des Fachs

Der bis auf Adam Smith zurückgehende und insbesondere von Emile Durkheim aus der politischen Ökonomie in die akademisch gerade im Entstehen begriffene Soziologie überführte Begriff der Arbeitsteilung⁷ ist in der soziologischen Selbstbeschreibung der Gesellschaft längst durch den Begriff der Differenzierung⁸ ersetzt worden.⁹ Auch in Bezug auf die insti-

7 Vgl. Hans-Peter Müller/Michael Schmid: Arbeitsteilung, Solidarität und Moral. Eine werkgeschichtliche und systematische Einführung in die „Arbeitsteilung“ von Emile Durkheim, in: Emile Durkheim: Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften, Frankfurt a.M. 1992, S. 481-521 (Nachwort).

8 Vgl. Uwe Schimank: Theorien gesellschaftlicher Differenzierung, Opladen 1996.

tionalisierungskräftige soziologieinterne Unterscheidung zwischen Allgemeiner und Spezieller Soziologie¹⁰ gilt es besser von einer internen Differenzierung als von wirklicher Arbeitsteilung zu sprechen. Als primärer Fundus für die Befriedigung des Bedarfs an theoretischem Rückhalt dient der Soziologie noch immer die Beschäftigung mit ihren Gründervätern. Hinzu kommen solche durch ihren wunderlichen Eigenjargon hohen Distinktionsgewinn versprechende Leuchtgestirne wie Foucault, Bourdieu oder Luhmann. Das Geschäft des theoretischen Soziologen ist in jedem Falle häufig eines der Exegese, nicht jedoch der Genese von Theorien, wobei sich das beständige Interesse an der Geschichte der Soziologie nicht zuletzt aus einem Identitätsproblem des Faches ergibt, das seinerseits aus der Ermangelung einer allgemeinverbindlichen theoretischen Grundlage erwächst.

Dieses Identitätsproblem der Soziologie mag innerhalb des alltäglichen Forschungsbetriebs keine größere Rolle spielen; die Frage nach einem Mythos¹¹ der Soziologie gewinnt aber überall dort an Relevanz, wo es um die Repräsentation des Faches nach außen geht, sei es im Zuge der Akkumulation von Ressourcen, im Kontext interdisziplinärer Forschung oder auch im Rahmen der universitären Lehre. Allem voran kumuliert das bezeichnete Problem in der Frage nach der *Einheit der Soziologie*. Mit anderen Worten: Setzt sich das, was innerhalb der Universitäten und der akademischen Wissenschaftslandschaft als „Soziologie“ bezeichnet wird, lediglich aus partiellen Fragestellungen und Wissenssegmenten zusammen, oder gibt es ein die unterschiedlichen Bindestrichsoziologien einendes Band, welches sich in einem fachinternen Kanon an Ideen, Begriffen und Forschungszielen oder -fragen niederschlägt?

Die Teilerfolge der einzelnen „speziellen Soziologien“, ihre wissenschaftliche Bedeutung und die gesellschaftliche Relevanz der verhandel-

9 Der Begriff der Differenzierung hatte bereits bei Herbert Spencer die zentralere Position eingenommen, während der Begriff der Arbeitsteilung in Spencers Soziologie vornehmlich im wirtschaftssoziologischen Teil des Werkes Verwendung findet. Vgl. dazu auch Dietrich Rüchemeyer: Spencer und Durkheim über Arbeitsteilung und Differenzierung, in: Niklas Luhmann (Hg.): Soziale Differenzierung. Zur Geschichte einer Idee, Opladen 1985, S. 163-180.

10 Vgl. Leopold von Wiese: System der allgemeinen Soziologie als Lehre von den sozialen Prozessen und Gebilden der Menschen (Beziehungslehre), München/Leipzig 1933.

11 Im positiven Sinne von Werner Helsper: Schulkultur und Schulmythos, Opladen 2001; Jeanette Böhme: Schulmythen und ihre imaginäre Verbürgung durch oppositionelle Schüler. Ein Beitrag zur Etablierung erziehungswissenschaftlicher Mythosforschung, Bad Heilbrunn 2000.

ten Probleme sind selbstverständlich kaum zu bestreiten. Gleichwohl spricht dies nicht per se für das Fach Soziologie als solches. Warum ginge es nicht an, die Soziologie als organisatorischen Zusammenhang aufzulösen und die einzelnen soziologischen Teilbereiche den jeweils benachbarten sozialwissenschaftlichen Fächern zuzuschlagen? Zweifellos würden an den heutigen Universitäten die Wirtschaftswissenschaft von einer wirtschaftssoziologischen, die Politikwissenschaft von einer politiksoziologischen oder die Agrarwissenschaft von einer agrarsoziologischen Verstärkung nur profitieren können. Die Medien- und Kommunikationswissenschaft firmiert ohnehin bereits als eine Art eigenständiger Ableger der Soziologie. Sozialstatistik und Meinungsforschung könnten zu großen Teilen ebenso gut von Mathematikern, Psychologen, Politologen, Ökonomen oder Informatikern betrieben werden. Sollten das entsprechende Know How und die soziologische Beobachtungsweise nicht direkt dort einfließen, wo sie benötigt werden: nämlich bei den fachspezifischen Experten? Die Soziologie würde sich in diesem – zugegebenermaßen rein hypothetischen – Fall als ein typisches Neben- und Ergänzungsfach ohne eigenes Berufsfeld präsentieren.¹² Eine übergreifende Fachkultur, welche die jeweiligen Bindestrichsoziologien miteinander verschmilzt, wäre dann weitestgehend zu entbehren, wenngleich eine interdisziplinäre Zusammenarbeit natürlich weiterhin möglich bliebe.

Was also – neben strategischen Gründen der Besitzstandswahrung – spricht gegen eine derartige Umgruppierung? Was macht die Soziologie zu einer in sich (wenn auch nicht hermetisch) geschlossenen Einheit? Vom logisch-analytischen Standpunkt aus gesehen wäre es die einfachste und damit naheliegendste Lösung, die Einheit des Faches entweder in dessen Gegenstand oder in einem übergreifenden praktischen Problembezug zu vermuten. Das „Leben“ im Falle der Biologie oder die „Materie“ im Falle der Physik sind (durchaus ambivalente) Beispiele für den historischen Konstitutionsprozess einer Disziplin anhand eines einheitlichen Gegenstandes, während die Medizin ihre Identität augenscheinlich aus dem Bezugsproblem der „leiblichen Heilung“ gewinnt. Dies führt für die einzelnen wissenschaftlichen Subdisziplinen zu wissenschaftstheoretisch und wissenschaftshistorisch gehaltvollen Folgefragen, auf die hier einzugehen nicht der Ort ist. Gleichwohl wird man davon ausgehen können, dass es der Soziologie schwer fallen dürfte, die

12 Vgl. für eine entsprechende Diskussion gegen Ende der Sechziger Jahre Theodor W. Adorno: Einleitung in die Soziologie, Frankfurt a.M. 2003, S. 9ff., für eine umfassende empirische Analyse Christoph Oehler/Christian Solle: Die Lehrgestalt der Soziologie in anderen Studiengängen, Kassel 1995.

Vielzahl ihrer faktischen Teilprobleme unter einen allgemeinen Fall¹³ zu subsumieren, und dass andererseits derzeit auch keine einheitliche, verbindliche Grundlagentheorie zur Verfügung steht, welche eine ausgewogene Integration ihrer multiplen Forschungstraditionen ermöglichen könnte. Solange sogar die *Existenz* der „Gesellschaft“ in einem ontologischen, über umgangssprachliche Redeweisen hinausgehenden Sinne von vielen Soziologen schlichtweg bezweifelt wird, kann dies weder handlungstheoretisch, noch systemtheoretisch, noch irgendwie sonst gelingen.

Natürlich herrscht keineswegs eine völlige Beliebigkeit vor. Wie den Lehrbüchern und Studienordnungen zu entnehmen ist, gibt es auch in der Soziologie anerkannte Standards. Die Frage nach der Einheit des Faches erschöpft sich jedoch nicht in der bloßen Verständigung über themenbezogene Schlagworte und mit Namen assoziierte Schlüsselreize. Vielmehr gilt es zu prüfen, inwieweit es ein soziologisches „Programm“ im engeren Sinne einer geordneten Garbe von untereinander zusammenhängenden Leitfragen, Schlüsselbegriffen und Konzepten gibt, welche die Existenzberechtigung der Disziplin auch in sachlicher Hinsicht rechtfertigen würde. Inwieweit ergänzen sich die Befunde sämtlicher Forschungsfelder auf intelligente Weise zu einem fachspezifischem Wissensfundus? Die gängigen Phrasen des sozialwissenschaftlichen Jargons wie etwa die Rede vom „gesellschaftlichen Wandel“, von den „zwischenmenschlichen Beziehungen“ oder dem „sozialen Handeln“ wären in diesem Zusammenhang kritisch auf ihren substanziellen Gehalt abzuklopfen und hierbei zu klären, ob sich am Forschungsstand einzelner Subdisziplinen und Sektionen tatsächlich übergreifende „Formen der Vergesellschaftung“¹⁴ auffinden lassen.

Der durch die Bezeichnung „soziale Welt“ selbst vorgegebene, gemeinsame Nenner einer Gesamtheit aller „gesellschaftlichen Probleme“ und „sozialen Fragen“ ist nicht mehr als eine tautologische Verlegenheitsformel. Der im Hinblick auf die Identität der Disziplin nachzuweisende innere Zusammenhang zwischen den einzelnen Phänomenen setzt augenscheinlich gewisse theoretische Übereinkünfte über die Totalität der Gesellschaft oder das Wesen sozialer Strukturen voraus. Die Vorstellung einer einheitlichen, kollektiv verbindlichen Theoriegrundlage käme in der derzeitigen Situation der Soziologie indes einer Utopie gleich, zumal diese wohl die Vielfältigkeit der soziologischen Forschung

13 Etwa: „Das menschliche Zusammenleben besser gestalten.“ im Sinne von Karl-Heinz Hillmann: Die Verbesserung des menschlichen Zusammenlebens. Eine Herausforderung für die Soziologie, Opladen 2003.

14 Georg Simmel: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Frankfurt a.M. 1992.

willkürlich beschneiden würde und entsprechende Ambitionen daher mit Sicherheit auf breite Ablehnung stoßen, wenn sie *explizit* geäußert werden.¹⁵

Die Frage nach *impliziten* Berührungspunkten lässt sich im Gegenzug offenkundig nur unter Inkaufnahme beobachterabhängiger Idiosynkrasien beantworten. Die vermeintliche Konvergenz der unterschiedlichen handlungstheoretischen Paradigmen, die seinerzeit Parsons zu sehen meinte, beruht beispielsweise auf einer Entscheidung zugunsten der Kategorie „Handlung“, die theoretisch keineswegs unstrittig ist. Und wenn der „philosophische Diskurs der Moderne“ und die Rationalitätskonzepte der soziologischen Klassiker ihren Fluchtpunkt in einer „Theorie des kommunikativen Handelns“ zu finden scheinen, so verdeckt die Stringenz der theoriegeschichtlichen Rekonstruktion keineswegs den theoretischen Standpunkt ihres Autors.¹⁶ Hinzu kommen der latente Ethnozentrismus der westlichen Soziologie und semantische Beschränkungen, wie sie sich etwa im terminologischen Zuschnitt einer politikzentrierten Gesellschaftsauffassung anhand von Begriffen wie „kommunikative Macht“, „symbolische Gewalt“, „kulturelle Werte“ usw. niederschlagen. Dies alles erschwert eine objektive Gewichtung der vielfältigen Theorieangebote und führt somit zu einer im wörtlichen Sinne „Schule machenden“ Selektivität in der jeweiligen Wahrnehmung des relevanten Forschungsstandes.

Die hier berührte Problematik kann jedoch auch als Frage nach einem *ursprünglichen* Programm der Soziologie an die Gründerväter des Faches zurückgereicht werden. Gab es nicht zumindest eine historische Ausgangsproblemlage der Soziologie, aus der dann im Zuge eines weitergehenden Differenzierungsprozesses die heutigen Forschungsthemen, mithin: der soziologische Diskurs der Gesellschaft mit all seinen Stammlinien und Verzweigungen erwachsen? Wenngleich die vielfältigen Versuche zur Begründung einer „sozialen Physik“, „wissenschaftlichen Gesellschaftslehre“, „Socialwissenschaft“ oder ähnlich betitelten Disziplin bereits Ende des 19. Jahrhunderts untereinander komplexe Wechselwirkungen zeitigten, sie auf einem bis in die Antike zurückreichenden Geflecht an geistigen Wurzeln fußen und die erfolgreicheren

15 Vgl. Andreas Reckwitz: Warum die „Einheit“ der Soziologie unmöglich ist: Die Dynamik theoretischer Differenzproduktion und die Selbsttransformation der Moderne, in: Uwe Schimank/Rainer Gresshoff (Hg.): Was erklärt die Soziologie? Soziologische Erklärung, Modellbildung, Simulation Bd. 2, Berlin 2005, S. 65-77.

16 Vgl. Jürgen Habermas: Theorie des kommunikativen Handelns, Frankfurt a.M. 1981; ders.: Der philosophische Diskurs der Moderne, Frankfurt a.M. 1985.

von ihnen untereinander bizarre Kreuzungen hervorbringen: Das Thema der Einheit erfordert in jedem Falle eine soziologiegeschichtliche Rückversicherung.¹⁷

Autologie und Ontologie als Grundlinien einer gesellschaftstheoretischen Programmatik

Die Titelphrase „Autologie und Ontologie“ könnte den Eindruck erwecken, dass es sich bei dem vorliegenden Text um ein rein begriffsakrobatisches Unterfangen im Hinblick auf eine *systemtheoretische* Spezialthematik handelt, das sich etwa mit dem Ziel der Abgrenzung einer autologisch fundierten von einer alteuropäisch-ontologischen Auffassung der Gesellschaft verbinden könnte.¹⁸ Der Re-Import systemtheoretisch auf-

17 In der Literatur kursieren unterschiedliche, sich teilweise überlappende Deutungen der Geschichte soziologischen Denkens und dessen prägender Strömungen. Im Unterschied zur heuristisch hilfreichen Gegenüberstellung einer am Problem der Ordnung orientierten und einer konfliktorientierten Denktradition (Vgl. Anthony Giddens: Die klassische Gesellschaftstheorie und der Ursprung der modernen Soziologie, in: Wolf Lepenies (Hg.): Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin, Bd. 1, Frankfurt a.M. 1981, S. 96-136) ergeben gründliche Darstellungen der Geschichte gesellschaftstheoretischer Ansätze eher ein komplexes Bild vernetzter Heterogenität – die Mannigfaltigkeit der Gesellschaftslehren weist nach Auffassung der einschlägigen Soziologiehistoriker weder einen gemeinsamen Kanon an theoretischen Leitfragen auf, noch lässt sie sich anhand zentraler wissenschaftlicher Konfliktlinien ordnen (so ausdrücklich Friedrich Jonas: Geschichte der Soziologie, Bd. 1 u. 2, Opladen 1981). Die Publikationen zur Geschichte der Soziologie sind deshalb in ihrem Darstellungsstil eher durch Dementi unterkomplexer Vorurteile als durch die Offerte durchgearbeiteter Systematiken geprägt. Vgl. mit einer entsprechenden Forderung Robert Merton: Zur Geschichte und Systematik der soziologischen Theorie, in: Wolf Lepenies (Hg.): Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin, Bd. 1, Frankfurt a.M. 1981, S. 15-74.

18 Vgl. Niklas Luhmann: Die Gesellschaft der Gesellschaft, Frankfurt a.M. 1997, S. 879, 892, 895ff. (Ontologie), 1128ff. (Autologie). Der dem Kontext sprachlogischer Überlegungen entstammende Begriff „autologisch“ bezieht sich im Anschluss an den Mathematiker Kurt Grelling ursprünglich auf die Eigenschaft der Selbstbezüglichkeit von *Worten* wie „kurz“, „mehrsilbig“ oder „deutsch“, er lässt sich jedoch auch auf die Selbstständigkeit von Theorien erweitern. Nach systemtheoretischer Lesart wird die „reflektierte Autologie“ in diesem Zusammenhang zu einem zentralen Kriterium für die Qualität gesellschaftstheoretischer Konzepte stilisiert, während eine „ontologische“ Gegenstandsauffassung zwar auf eine breite philosophische Tradition verweist, aber unter erkenntnistheoreti-

geladener Begriffe verpflichtet jedoch nicht auf eine entsprechende Beschränkung der Perspektive. Stattdessen umfasst die zu verhandelnde Frage nach dem Verhältnis von Gesellschaftstheorie und Gesellschaft ein ganzes Bündel hinlänglich bekannter Probleme der Soziologie, welche mit Blick auf die fragwürdige *Objektivität sozialwissenschaftlicher Erkenntnisse*¹⁹ und die (Un-)Möglichkeit eines *externen Standpunktes* zur soziologischen Beobachtung gesellschaftlicher Sinnzusammenhänge diskutiert werden. Die *erkenntnistheoretischen* Teilaspekte des Themas werden in der soziologischen Diskussion gemeinhin anhand von Begriffen wie „Hermeneutik“, „Konstruktivismus“ oder „Sozialontologie“ reflektiert, die *gesellschaftlichen Bedingungen und Auswirkungen der Gesellschaftstheorie* dagegen unter Stichworten wie „Reflexion“, „Ideologie“ oder „Weltbild“ behandelt. Abgesehen von terminologischen Differenzen und paradigmatisch bedingten Nuancen zieht sich das Grundthema des Verhältnisses von „Theorie und Praxis“ quer durch alle einschlägigen Theorieschulen und wird dabei von den namhaften Autoren des Faches auf je eigene Weise behandelt.²⁰

Die hier vorgetragenen Analysen lassen sich von der Idee leiten, dass der gesellschaftstheoretische Diskurs von zwei Momenten geprägt ist: der *gesellschaftlichen Selbstverortung* der Soziologie einerseits sowie der Frage nach der Verfassung ihres *Gegenstandes Gesellschaft* andererseits. Übersetzt in die titelgebende Terminologie führt dies zu der These, dass das wissenschaftliche Programm der Gesellschaftstheorie durch die beiden Themen der *Autologie* und der *Ontologie* bestimmt wird. Diese beiden Leitaspekte werden, wie zu zeigen sein wird, zuerst von Auguste Comte als *explizites Programm* einer *philosophie positive* eingeführt. Positivismus heißt im Sinne Comtes nichts anderes, als den wissenschaftlichen Gegenstand der Soziologie „positiv“ im Sinne einer objektiven Tatsache zu definieren und dabei gleichzeitig die gesellschaftliche Rolle des Soziologen selbst als die eines „positiven“ Gestalters zu begreifen. Die Wirkung der Soziologie auf das gesellschaftliche Ganze wird im positivistischen Konzept also bereits mitgedacht, sodass

schen Gesichtspunkten aufgrund ihres metaphysischen Charakters angeblich als überholt zu betrachten ist.

19 Vgl. Max Weber: Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis, in: ders.: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, Tübingen 1988, S. 146-214.

20 Vgl. etwa Pierre Bourdieu: Entwurf einer Theorie der Praxis, Frankfurt a.M. 1979. Jürgen Habermas: Theorie und Praxis. Sozialphilosophische Studien, Frankfurt a.M. 1963. Hans Freyer: Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft, Leipzig/Berlin 1930.

„die“ Gesellschaftstheorie in diesem *formalen* Sinne²¹ bei Comte, der ja gemeinhin als bloßer „Namensgeber“ der Soziologie betitelt wird, ihren Ausgangspunkt hat. Mit einem gewissen Maß an pointierender Zuspitzung kann der Positivismus Comtes insofern als konstitutives Programm der Soziologie bezeichnet werden.

Natürlich konnte das Programm des comteschen Positivismus über dessen sektenhafte Anhängerschaft hinaus niemals eine verbindliche Geltung für die mannigfaltigen Bereiche der soziologischen Theorieentwicklung erlangen. Im Gegenteil: Die späteren Soziologien gewinnen ihr Profil vor allem durch die Spezifik ihrer impliziten oder expliziten *Abgrenzung* vom Positivismus Comtes. Schon Herbert Spencer ist deutlich bemüht, den recht offensichtlichen Einfluss Comtes konsequent zu leugnen. Obgleich er mit so exzellenten Kennern des Positivismus wie George Henry Lewes, George Eliot oder John Stewart Mill eng befreundet war, versucht er in seiner Autobiographie akribisch nachzuweisen, dass er Comtes Schriften seinerzeit kaum gekannt hätte und die auffälligen Gemeinsamkeiten beider Werke sich bei genauerer Betrachtung als fundamentale Gegensätze herausstellen: „Außer der Aneignung seines Wortes Altruismus, was ich verteidigt habe, und der Aneignung seines Wortes Soziologie, da dafür kein passenderes Wort vorhanden war, (wegen dieser beiden Aneignungen wurde ich angegriffen) verdanke ich ihm nur das Eine: meinen Widerspruch geweckt zu haben.“²² Ähnliches gilt für Deutschland: Die Kontroversen über die Begründung der Geisteswissenschaften (Dilthey) bzw. der formalen Soziologie (Simmel, von Wiese), der Werturteilsstreit und die Positivismusdebatte sind Stichworte, welche die Geschichte der Soziologie als eine Geschichte der Distanzierung vom Positivismus umreißen.

Die sinnlogische Einheit der Disziplin Soziologie konstituiert sich historisch anhand der Auseinandersetzungen um die doppelte Leitfrage,

21 Die konkreten *Inhalte* von Comtes Theorie lassen sich selbstverständlich auf Vorläufer wie Turgot, Condorcet oder Saint-Simon zurückführen; die Beschäftigung mit sozialphilosophischen Fragen im Allgemeinen, demographischen Entwicklungen, sozialen Problemen usw. geht bekanntlich bis in die Antike zurück.

22 Herbert Spencer. Autobiographie, Stuttgart 1905 Bd. 1, S. 218 f., 253, 289 (Zitat) Bd. 2, S. 66-68, 303, 310-318 (Brief an Lewes) 1905. Vgl. ferner Herbert Spencer: *The Classification of the Sciences, to which are added Reasons for Dissenting from the Philosophy of M. Comte*, London 1873. David Hesse: *George Eliot and Auguste Comte. The Influence of Comtean Philosophy on the novels of George Eliot*, Frankfurt a.M. 1996. John Stuart Mill: *August Comte und der Positivismus*, in: ders.: *Gesammelte Werke*, Bd. 9, Aalen 1968. George Henry Lewes: *Comte's Philosophy of the Sciences*, London 1853.

wie man zum Gegenstand des Faches stehe, sowie welches die Rolle der Soziologie innerhalb der Gesellschaft sein solle bzw. sein könne. Die durch die Begriffe der Autologie und der Ontologie bezeichneten Themen und die sich daran entzündenden Kontroversen sind wegweisend für die Entstehung eines soziologischen Diskurszusammenhangs. Das spannungsreiche Verhältnis zwischen *Autologie* und *Ontologie* wird deshalb im Folgenden als *Programm der Gesellschaftstheorie* beschrieben werden: Die theorietechnischen Selektionen der einzelnen „Ansätze“ haben im Problem der Entfaltung einer aus der Verbindung beider Aspekte erwachsenden Paradoxie ihre gemeinsame Wurzel. Die Unterscheidung Autologie/Ontologie fungiert mithin als implizite Leitunterscheidung des gesellschaftstheoretischen Diskurses. Ihre verblüffende Bestandsfähigkeit resultiert nicht zuletzt aus der Eigenschaft, für das Format einer expliziten Selbstbeschreibung gleichsam zu sperrig zu sein, sodass diesbezügliche Reflexionen kaum Aufmerksamkeit binden. Das öffentliche Aufbrechen von Grundlagenkrisen kann damit weitestgehend vermieden werden. Gleichzeitig gelingt es nur so, das gesellschaftstheoretische Programm auf Dauer zu stellen, würde doch das zugrunde liegende Problem an Relevanz verlieren, sobald das Fach einen endgültigen Konsens darüber erzielte und die damit verbundenen Fragen somit als „erledigt“ zu betrachten wären.

Für die Teilhabe am kommunikativen Geschehen ist es im Übrigen weniger entscheidend, ob man eine ontologische Auffassung von Gesellschaft vertritt oder einer solchen entschieden widerspricht, ob man eine aktiv-kritische Selbstverortung der Soziologie in der Gesellschaft propagiert und entsprechende funktionale oder normative Begründungen bemüht oder die entsprechende Haltung gerade ablehnt und vehement attackiert. Ausschlaggebend ist allein die darüber vollzogene operative Reproduktion der latenten Leitunterscheidung. Wie aber kommt es dazu?

Die Soziologie braucht, um wissenschaftliche Dispute führen zu können, einen äußeren, kommunikativ externalisierbaren Gegenstand, da es sonst keine Grundlage für die Fiktion intersubjektiver Debatten gibt. Dennoch wird, wer die Existenz eines solchen gesellschaftlichen Gegenstandes behauptet, sofort auf Widerspruch stoßen.²³ Er würde, so der ihm stets entgegen zu bringende Vorwurf, Annahmen treffen, die bloße idealistische Konstruktionen darstellten und durch die empirische Welt

23 Vgl. Friedrich Tenbruck: Emile Durkheim oder die Geburt der Gesellschaft aus dem Geist der Soziologie, in: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 10, 1981, H. 4, S. 333-350; Urs Stäheli: Gesellschaftstheorie und die Unmöglichkeit ihres Gegenstands, in: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie, H. 2, 1995, S. 361-390.

nicht gedeckt seien. Gleichwohl gehört diese Diskussion selbstredend zum Fach, ja sie konstituiert dieses überhaupt erst als solches. Theorie und Empirie, Gesellschafts-Begriff und gesellschaftliches Sein, wissenschaftsinterne Abstraktion und wissenschaftsexterne soziale Komplexität müssen in der soziologischen Kommunikation zugleich als dasselbe und als nicht dasselbe behandelt werden.²⁴ Daraus resultiert ein dauerhaftes Oszillieren: Es konstituiert sich ein Kommunikationssystem.²⁵ Dies ist die *ontologische* Seite des Programms.

Ebenso hat sich die Soziologie in Bezug auf ihr gesellschaftliches Selbstverständnis permanent zu legitimieren, indem sie auf die Wirkungsmacht soziologischen Wissens verweist und sich somit ihrer Bedeutung und der Notwendigkeit ihrer Existenz versichert. Wer dies aber als soziologisches Konzept formuliert, erntet umgehend Kritik, sei es in ideologischer, ethischer oder methodologischer Hinsicht. Die *autologische* Reflexion ist gleichermaßen inhaltlicher Bestandteil der Gesellschaftstheorie, wie sie aus methodischen Gründen externalisiert werden muss, um jene neutrale Haltung gegenüber den gesellschaftlichen Tatsachen zu bewahren, welche die Voraussetzung einer wissenschaftlich objektivierenden Einstellung bildet. Gerade weil es immer für die Provokation von Kontroversen taugt, taucht das Reizthema des gesellschaftlichen Anspruchs der Soziologie regelmäßig dort auf, wo es um den Versuch einer Vergewisserung ihrer Identität geht.

Um die damit vorweggenommenen Thesen auch empirisch einzuholen und argumentativ zu erhärten, gilt es zunächst Comtes positivistisches Programm strukturell zu rekonstruieren und dabei im Hinblick auf seine autologischen und ontologischen Dimensionen zu untersuchen (Kapitel II). Aus der kritischen Gegenüberstellung von Comtes Begründungsversuch der Soziologie einerseits und aktuellen Identitätsproblemen des Faches andererseits lassen sich bereits erste Ansatzpunkte für die Diskussion über ein zeitgemäßes und angemessenes Verständnis des Gegenstandes und der gesellschaftlichen Relevanz der Soziologie gewinnen.

24 Von der daraus resultierenden Irritation zeugen nicht zuletzt die Übersetzungsschwierigkeiten, die René König mit Durkheims Begriff „fait social“ hat. Vgl. René König: Einleitung, in: Emile Durkheim: Die Regeln der soziologischen Methode, Frankfurt a.M. 1976, S. 38. Unter Bezug auf Parsons entscheidet König sich unter Abweichung von der wörtlichen Bedeutung bekanntlich für die bis heute übliche Formel des „soziologischen Tatbestandes“.

25 Eine ähnliche Figur identifiziert Stichweh im Kontext der Entstehung der Physik als wissenschaftlicher Disziplin. Vgl. Rudolf Stichweh: Zur Entstehung des modernen Systems wissenschaftlicher Disziplinen. Physik in Deutschland 1740-1890, Frankfurt a.M. 1984, S. 305f.

Anschließend wird den ontologischen und autologischen Momenten soziologischer Theorien im Einzelnen nachzugehen sein. In einem ersten Schritt sollen deshalb die von klassischen und neueren Autoren implizit zugrundegelegten Wirkungskonzepte der Soziologie einer genaueren Untersuchung unterzogen werden (Kapitel III). Die systematische Rekonstruktion des gesellschaftlichen Selbstverständnisses einiger exemplarischer Vertreter des Fachs, welches natürlich in zirkulärer Weise mit deren spezifischer Gesellschaftsauffassung verschränkt bleibt, wird dabei als Ausgangspunkt für eine idealtypische Kontrastierung der beiden autologischen Optionen „Sozialtechnologie“ und „soziologische Aufklärung“ dienen.

In einem zweiten Schritt wird die Betrachtung dann durch das ontologische Moment soziologischer Gegenstandskonstruktionen ergänzt (Kapitel IV). Die Frage nach der substanziellen Verfassung einer mutmaßlichen gesellschaftlichen Entität konzentriert sich zunächst auf das Verhältnis von materiellen und ideellen Momenten sozialer Strukturen. Die Diskussion um die Einheit des Gegenstands führt – wie sich zeigen wird – auf die klassische paradigmatische Unterscheidung von „Organismus“ (Holismus) und „Mechanismus“ (Reduktionismus), die sich im Kontext der Gesellschaftstheorie in Gestalt eines vordergründig unveröhnlichen Gegensatzes von Funktionalismus und methodologischem Individualismus niederschlägt.

Auf der Basis der bis zu diesem Punkt noch recht formalistisch gehaltenen Analysen, die nun in Richtung eines substanziellen Beitrags zur Gesellschaftstheorie fruchtbar gemacht werden müssen, gilt es anschließend eine aktuelle Einschätzung der verbliebenen Optionen zu Gegenstandsauffassung und gesellschaftlichem Selbstverständnis der Soziologie zu treffen. Das hartnäckige Problem moralischer Ansprüche der Soziologie und der ungeklärte Status des Verhältnisses von Mensch und Gesellschaft machen in diesem Zusammenhang einen ausführlicheren Exkurs zum Thema Religion und Moral erforderlich, da das Problem der vermeintlichen *Einheit von Individuum und Gesellschaft* in direkter Weise mit dem gesellschaftlichen Funktionszusammenhang von Religion und Moral verschränkt ist (Kapitel V). Während in religiösen und moralischen Sinnkontexten grundsätzlich eine lebenspraktische Einheit von Individuum und Gesellschaft unterstellt wird, da die entsprechende Idealisierung die Grundlage religiöser Transzendierungsprozesse und den Ansatzpunkt für die moralische Thematisierung diesbezüglicher Divergenzen darstellt, gebietet die Gesellschaftstheorie, beide Seiten systematisch auseinanderzuziehen.

Erst im Anschluss an die somit gewonnenen Präzisierungen lässt sich ein Vorschlag zur theoretischen Modellierung des gesellschaftli-

chen „Gegenstandes“ entwickeln, der die beiden ontologisch relevanten Unterscheidungen von Geist und Materie bzw. Organismus und Mechanismus konzeptionell zu integrieren gestattet. Orthogonal zum Muster der funktionalen Differenzierung sollen dabei zwei reflexive *Mechanismen* identifiziert werden, von denen der eine die materiellen, der andere die geistigen *attributa* (Spinoza) der Gesellschaft betrifft (Kapitel VI). Während der Mechanismus der *Organisation* über die operative Verknüpfung von Entscheidungen die institutionelle Koordination menschlichen Verhaltens ermöglicht, reguliert der Mechanismus der *Öffentlichkeit* über die generalisierte Beobachtung von Beobachtungen den kulturellen Abgleich individueller Deutungen.²⁶

Die Unterscheidung zwischen kulturellen und institutionellen Mechanismen schlägt sich in autologischer Hinsicht darin nieder, dass die gesellschaftliche Wirkungsweise der Soziologie idealtypisch entweder (materialistisch) als organisatorisch zu implementierende Sozialtechnologie zu konzipieren ist oder (idealistisch) im Sinne einer die öffentliche Wahrnehmung beeinflussenden Aufklärung verstanden werden muss. Im einen Falle wirkt die Soziologie eher als professioneller Berater, im anderen prägt sie durch ihre Begrifflichkeiten in entscheidender Weise das kulturelle Selbstverständnis der Gesellschaft mit. Vor diesem Hintergrund lässt sich schließlich ein Resümee bezüglich der Frage nach der gesellschaftlichen Verbindlichkeit der Soziologie formulieren (Kapitel VII).

26 Die klassischen Diagnosen der Gesellschaftstheorie arbeiten je nach Akzentuierung mit unterschiedlichen Begriffen wie Bürokratie und Kultur, System und Lebenswelt, Arbeitsteilung und Moral, die sich trotz ähnlicher Einsichten natürlich nicht ohne weiteres problem- und verlustfrei auf die Begriffe Organisation und Öffentlichkeit projizieren lassen. Die dezidierte Hervorhebung der Prinzipien Organisation und Öffentlichkeit dürfte im Angesicht dieser Traditionen gleichwohl einiges an Originalität einbüßen, und selbst die Terminologie wird letztlich kaum überraschen.